

Die seltsamen Romane des Charles Williams

Der Literaturwissenschaftler und Schriftsteller C. S. Lewis geriet 1936 an einen der ersten Romane von Charles Williams, „The Place of the Lion“, las ihn in einem Zuge und war entzückt. Zum erstenmal in seinem Leben schrieb er einem Autor einen begeisterten Leserbrief. Williams, der ohnehin im Begriff stand, seinerseits Lewis zu dessen genialem Buch über die allegorische Liebesdichtung des Mittelalters zu gratulieren, antwortete postwendend. So entstand die enge Freundschaft zwischen den beiden anglikanischen Autoren, die sich vertiefte, als Williams 1939 nach Oxford umzog und sich den Inklings¹ anschloß. Der rumänische Literaturwissenschaftler Virgil Nemoianu hat die Inklings beschrieben als Autoren, die ihr Leben der wissenschaftlichen und der literarischen Arbeit zugleich widmeten, die heute als die wichtigsten Vertreter phantastischer Literatur christlicher Prägung gelten und deren faszinierendste Persönlichkeit Charles Williams war².

Sein Leben verlief äußerlich ereignislos³. Der 1886 in London Geborene und in kleinbürgerlichem Milieu Aufgewachsene mußte wegen Geldmangels sein Studium abbrechen, bildete sich autodidaktisch weiter und fand eine Lebensstellung in dem Verlag Oxford University Press, die ihm zu heiraten ermöglichte. Von schwacher Gesundheit, ist er nur 58 Jahre alt geworden. Keine herausragende Position, keine Auszeichnungen und Preise, keine Kriegsteilnahme, keine Abenteuer, keine Reisen. Nie fuhr er in Urlaub. Nur einmal verließ er England, um in Paris einen Vortrag zu halten. „Es war, als brauche er keinen äußeren Ansporn, um das Leben reizvoll zu finden; eine innere Aufgeregtheit über Ideen trug ihn durch Tage, die manche als langweilig empfunden hätten.“⁴ Die ganze Dramatik seines Lebens war innerlich und bewegte sich im zwischenmenschlichen, seelischen und geistigen Bereich. Im Gegensatz zu Chesterton, der viel reiste und großartige Naturschilderungen bot, gibt Williams keine Landschaftsbeschreibungen realistischer Art, sondern Visionen imaginärer Räume. Vielleicht ist seine extreme Kurzsichtigkeit einer der Gründe. Aber auch seine geradezu mystische Liebe zum brausenden Verkehr der Metropole ist hier in Anschlag zu bringen. Während seine Zeitgenossen ins Grüne flüchteten, war der Londoner Charles Williams aus Überzeugung ein Stadtmensch. Die „City“ ist eins seiner zentralen dichterischen Symbole.

Bekannt wurde Williams vor allem durch seine Romane, doch leistete er Bedeutenderes als Lyriker, Dramatiker und Essayist. Sein Hauptwerk ist fraglos seine zyklische Versdichtung um König Arthur und den Gral⁵. Diese geniale, aber

nicht leicht zu lesende Poesie ist zugleich religiös, ethisch und politisch belangvoll. Arthur wird berufen, das Volk aus Unterdrückung und Elend zu befreien und ein gerechtes Reich zu gründen. Sein sündhaftes Versagen liegt nach Williams' Darstellung vor allem darin, daß er sich einbildet, das Reich sei für ihn da, nicht er für das Reich. Auf eine nachdenklich machende Weise verbindet der Dichter monarchische und republikanische, hierarchische und egalitäre Ideen.

Williams' Versdramen sind Maskenspiele und religiöse Stücke⁶, die man am ehesten mit den geistlichen Bühnenwerken von T. S. Eliot, Dorothy L. Sayers und Christopher Fry vergleichen kann; sie verwenden Brechts Verfremdungstechnik. Sein bekanntestes Stück zeigt den auf dem Scheiterhaufen verbrannten Erzbischof Thomas Cranmer von Canterbury in seiner menschlichen Schwäche. Es wurde für die Canterbury-Festspiele geschrieben und dort 1936 mit großem Erfolg aufgeführt. Auch heute noch, fünfzig Jahre nach der Uraufführung, kann es sich, wie jüngst die eindrucksvolle Inszenierung in St. Albans bewies, auf den Brettern behaupten. Das beste Drama von Williams dürfte wohl „The House of the Octopus“ sein, dessen Schurke, pikanterweise ein Missionar, durch das stellvertretende Liebesopfer ausgerechnet des von ihm als Ketzerin verfolgten Mädchens gerettet wird.

Die Biographien von Williams sind heute ebenso vom Markt verschwunden wie seine literaturkritischen Bücher. Jene übernahm Williams als Auftragsarbeiten, um sein Einkommen aufzubessern; in diesen aber engagierte er sich mit seiner ganzen geistigen Leidenschaft, und was er über Dante, Shakespeare, Milton, Wordsworth, Kierkegaard und Hopkins schrieb, ist heute noch lesenswert. Immer wieder aufgelegt werden einige seiner theologischen Bücher: über Vergebung, über den christlichen Glauben und über die Geschichte der Kirche. Er vertuschte nicht im geringsten die grausigen und bösen Dinge, die im Lauf der Jahrhunderte im Namen Christi begangen wurden, ja, er konnte sie drastisch unterstreichen. Aber all diese infernalischen Dinge („the Infamy“ nannte er sie) minderten nicht seinen Glauben, daß die Kirchengeschichte zuinnerst eine – weithin verborgene – Geschichte des Wirkens des Heiligen Geistes ist. Ohne das herkömmliche, im theologischen und religiösen Schrifttum übliche Vokabular zu verwenden, hat Williams die Dogmen der Kirche literarisch veranschaulicht. Mehr noch: Er hat nicht nur Bedeutung und Sinn der christlichen Lehre einsichtig gemacht, sondern das Bewußtsein der übernatürlichen Realitäten vermittelt, von denen die Lehre kündet.

Eigenwillig in Sprache und Form, orthodox im Gehalt, konnte Williams' Werk nicht auf eine große Leserschaft rechnen. Von seinen außerhalb des Main streams der Literatur stehenden und dem Zeitgeist nicht entsprechenden Büchern wurde kein einziges ein Bestseller. Gleichwohl fand sein literarisches Werk bei maßgebenden Kritikern Anerkennung, und es hat auch beträchtliche Wirkung ausgeübt. T. S. Elliots „Cocktail Party“ und „Four Quartets“ verraten Williams' Einfluß. Stark von Williams geprägt sind C. S. Lewis' antiutopischer Roman „Die böse

Macht“, das Spätwerk von W. H. Auden und D. L. Sayers, die Lyrik von Sidney Keyes, John Heath-Stubbs und Norman Nicholson, das Versdrama von Anne Ridler und einige Romane von Doris Lessing und Phyllis Paul. Mehr als vierzig Jahre nach dem Tod von Williams ist sein Werk lebendiger als je. In Amerika und England werden Williams' sieben Romane, seine religiösen Essays und seine Arthur-Dichtungen immer wieder nachgedruckt und sind in preiswerten Taschenbuchausgaben auf dem Markt. In Deutschland erscheint eine Gesamtausgabe seiner Romane (im Bastei-Lübbe-Verlag). Die Sekundärliteratur über Charles Williams ist in den letzten Jahren ins Unübersehbare gewachsen, und in den USA, in Großbritannien und Deutschland fanden 1986 anlässlich des hundertsten Geburtstags von Charles Williams Feiern und wissenschaftliche Kongresse statt.

Metaphysische Thriller oder gnostische Parabeln?

Den besten Einstieg in das Werk von Charles Williams bieten seine Romane. Weder über ihre Einordnung noch über ihren Wert sind sich die Literaturwissenschaftler einig⁷. Man hat diesen hybriden Werken (sind es überhaupt Romane?) verschiedene Etiketts angehängt: „metaphysische Thriller“, „religiöse Reißer“, „gnostische Parabeln“⁸, „low fantasy auf hohem Niveau“⁹. Sicher ist nur, daß diese phantastischen Erzählungen nicht zur Tradition des realistischen Romans zu zählen sind. Aber selbst innerhalb der phantastischen Literatur nehmen sie eine eigene Stellung ein. Sie lassen das Übernatürliche herausfordernd in den Alltag der modernen Großstadt einbrechen. Gerade dieses Ineinander von Erfahrungswelt und spiritueller Wirklichkeit unterscheidet Williams' Fantasy von der Tolkiens, C. S. Lewis' und anderer Autoren. Während Tolkiens Mittel Erde eine in sich geschlossene fiktive Welt ist, die keine Berührung mit der irdischen Welt hat, und während Lewis' Ransom erst zu den Planeten Malacandra und Perelandra, seine Pevensie-Kinder erst nach Narnia kommen müssen, um eine andere Welt zu erleben, werden Williams' Londoner mitten in ihrer Berufsarbeit von der jenseitigen Wirklichkeit überfallen.

Die ästhetische Wertfrage wird im Hinblick auf Williams' Romane sehr verschieden beantwortet. Derselbe Roman wird von einigen Kritikern gerühmt, von anderen verrissen. Selbst Williams' Bewunderer geben zu, daß seine Romane, jedenfalls die frühen, nicht ohne Mängel sind¹⁰.

Aber ein unerhörtes Lesevergnügen gewähren diese Romane auf jeden Fall. Selbst wenn die absonderlichen Begebenheiten den Leser befremden, er wird immer in einen Wirbel atemraubender Ereignisse gerissen. Die Mischung von Ironie, Satire, Effekten des Kriminalromans und Motiven aus der philosophischen, theologischen und okkultistischen Tradition sorgt für eine spannende Lektüre.

Ein Lieblingsspruch von Williams lautet: „Auch dies bist Du; und auch dies bist

Du nicht.“ Das bedeutet: Gott ist in allen Dingen; aber kein Ding umfaßt ihn vollständig. Jedes Geschöpf ist ein Bild des Schöpfers; aber keins drückt ihn ganz aus. Es gibt zwei Wege zu Gott: Wer sich an die erste Hälfte des Spruchs hält, geht den Weg der Bejahung der Bilder, die auf Gott verweisen; wer sich an die zweite Hälfte hält, geht den Weg der Verneinung der Bilder, des asketischen Verzichts. Man muß zwischen beiden Wegen wählen und dem Nichtgewählten wenigstens Höflichkeit erweisen. In jedem Fall ist die Liebe sowohl Quell als auch Ziel des menschlichen Lebens. Diesem Gesetz kann der Mensch gehorchen oder auch nicht, und das entscheidet über Heil oder Verdammnis.

Williams drückt das alles viel origineller aus. Wörter wie „Gott“, „Schöpfer“, „Geschöpf“, „Askese“ kommen bei ihm kaum vor, die Sache dagegen immer. Bewußt meidet Williams die Begriffe der Theologie und die Wörter der Erbauungsbücher. In einem Vortrag erklärte er, die prophetische Stimme der Kirche sei oft gehemmt durch aufrichtige Leute, „die ihre Botschaft vernebeln durch heroische Anstrengungen, in einem Stil zu sprechen, dem niemand zuhört“.

Übermensch

Man kann die sieben Romane von Charles Williams in drei Gruppen einteilen: Die beiden Romane der ersten Gruppe sind eher philosophisch-metaphysisch und haben eine deutlich dominierende Hauptgestalt, während die anderen fünf Romane polyphon angelegt sind. Die drei Romane der zweiten Gruppe sind eher magisch-mystisch und kreisen um ein heiliges Ding, an dem sich die Geister scheiden. Die dritte Gruppe, gebildet aus den beiden letzten Romanen, ist visionärer Art und handelt vom Verkehr zwischen Lebenden und Toten.

Williams' frühester Roman, „*Shadows of Ecstasy*“, wurde, obwohl erst 1933 erschienen, schon 1925 verfaßt. In seinem Mittelpunkt steht Nigel Considine, ein Übermensch, dem es gelungen ist, sich 200 Jahre am Leben zu erhalten und jung und kräftig zu bleiben. Das Thema der Lebensverlängerung und Todüberwindung haben einige Jahre nach Williams auch Aldous Huxley („*After Many a Summer*“, 1939) und C. S. Lewis („*That Hideous Strength*“, 1945) in Romanen behandelt, aber antiutopisch, mit entschieden negativer Wertung. Während bei Huxley und Lewis der Versuch, ewig zu leben, mit biochemischer Technik unternommen wird, gelingt es Considine in Williams' Roman durch psychische Disziplin. Alle Verzückungen des Lebens, namentlich die der erotischen und sexuellen Liebe, sind für ihn nur „Schatten“ des Eigentlichen. Er transformiert sie, lenkt ihre Kräfte nach innen. Das ist das Geheimnis, das Unsterblichkeit ermöglicht und mit ihr Macht über die Welt. Considine hat es in den magischen Überlieferungen Afrikas gelernt. Er hat Afrika bereits erobert und ist im Begriff, mit den ihm hörigen Afrikanern Europa zu erobern.

Williams stattet Considine mit Zügen aus, die an Helden Byrons, an Miltons Satan und an Nietzsches Übermenschen erinnern. Zugleich läßt er ihn Dinge sagen und tun, die deutlich Parallelen zu Worten und Taten Jesu sind. Liebenswürdige und anziehende Eigenschaften fehlen Considine keineswegs. Trotz dieser sympathischen Züge verrät er eine satanische Menschenverachtung. In Afrika läßt er Missionare ermorden; den Zulu-König Inkamasi hält er hypnotisiert gefangen, und schließlich tötet er ihn. Mitleidlos sieht er, als er in seinem Wagen stehend durch tumulterfüllte Straßen Londons fährt, wie fanatisierte Afrikaner sich ihm zu Ehren töten. Um die Weltherrschaft zu gewinnen, führt er sogar einen Krieg und bombardiert London.

Zu Considines Gegenspielern gehört der anglikanische Priester Caithness, der freilich in seinem skrupellosen Eifer unsympathisch wirkt. Dem Bösen zu widerstehen ist ihm wichtiger als dem Guten zu folgen. Sir Bernhard Travers dagegen, ein berühmter Magenspezialist, betrachtet das Geschehen rundum mit Skepsis und Ironie, nicht unähnlich dem Autor Williams, der in einem seiner theologischen Bücher ein ganzes Kapitel schrieb, das „the quality of disbelief“ verteidigt. In extremen Fällen steht Sir Bernhard der richtigen Seite bei. Ist es, in der Meinung des Autors, die richtige Seite? Immerhin ist Roger Ingram, ein Literaturwissenschaftler, dessen Auffassung von Poesie der von Charles Williams gleicht, vom Anfang bis zum Schluß des Romans ein überzeugter Anhänger Considines. Insgesamt behandelt Williams seine Hauptfigur Considine ambivalent. Er gewährt so sehr dem Teufel sein Recht, daß der Leser sich zeitweilig fragt, ob er nicht sogar auf Seiten des Teufels, der Antichrist-Figur Considine, steht. Natürlich nicht, denn Considine hat nicht eine Spur von Liebe, er ist der Stolz in Person. Williams traut dem Leser zu, daß er die gegebenen Fingerzeige richtig versteht. Als Erzähler wendet er hier dieselbe Strategie an, die Milton in seiner dichterischen Darstellung Satans anwandte¹¹, selbst auf die Gefahr hin, daß – wie es ja auch geschah – Ausleger diesen Satan für Miltons positiven Helden hielten. Diese Haltung ist nicht nur ästhetisch überlegen, sie hat auch theologische Bedeutung. Schließlich erfordert es Attraktivität, um Menschen zu verführen.

Die Hauptgestalt des Romans „*The Place of the Lion*“ (1931; deutsch: „Die Stätte des Löwen“, 1982 als Ullstein-Taschenbuch)¹² ist die Studentin Damaris Tighe. Sie schreibt eine Doktorarbeit über „Pythagoreische Einflüsse auf Abälard“. Nicht daß ihr an dem Thema besonders gelegen ist. Die möglichen Beziehungen zwischen den sonderbaren griechischen Vorstellungen über Ideen und den sonderbaren christlichen Vorstellungen über die Hierarchie der Engel sind ihr gleichgültig. Sie sind für sie lediglich ein akademisches Thema, dessen „Bearbeitung“ ihr zur Erlangung eines akademischen Grades, zu Ansehen und beruflichem Fortkommen dient. Sie fragt nicht einmal, ob die antike Lehre von den Ideen und die mittelalterliche Lehre von den Universalien wahr seien. Es fällt ihr nicht ein, Stärke, Klugheit, Schönheit und Weisheit könnten mehr sein als bloße

Abstraktionen, nämlich Realitäten der geistigen Welt. Den großen Denkern des Mittelalters fühlt sie sich überlegen: Sie bilden nur die oberste Klasse in einer Schule, deren Schulrat sie selbst ist. Damaris' einziges Interesse ist ihre Person. Andere Menschen beachtet sie nur, wenn sie ihr nützlich sein können. Die Liebe Anthonys erwidert sie nicht, aber sie läßt sich gern von ihm bei ihrer Arbeit helfen. Die meisten Mitmenschen empfindet sie als Störung, selbst ihren Vater, und dementsprechend verhält sie sich. Sogar ihr Publikum, vor dem sie einen Vortrag über Ideen und Engel halten soll, verachtet sie; andererseits rechnet sie auf Beifall, wenn sie sich als aufgeklärte moderne Frau gibt, die nicht mehr glaubt, daß abends, wenn sie schlafen geht, vierzehn Englein um sie stehn, und die Platon keineswegs für einen ehrfurchtgebietenden oder maßgebenden Denker hält. Ein widerlicher Gestank macht sich dann und wann im Vortragssaal bemerkbar, und dieser Leichengeruch, Symbol ihres verfaulenden Geistes, zieht sich durch einen großen Teil des Romans.

Damaris ist im schönsten Zuge, selbstgefällig ihr Expertenwissen auszubreiten, als plötzlich eine Dame aufschreit: „Die Schlange!“ Eins der nicht ernst genommenen Urbilder manifestiert sich plötzlich, und zum Ärger der dozierenden Damaris flüchten ihre Zuhörer davon. Zu ihrer Bestürzung brechen auch die ewigen Urbilder Löwe, Schmetterling, Adler und Einhorn als gigantische glorreiche Tiere mit tödlicher Wucht in die hiesige Landschaft ein, und das Wesen, das Anthony als ein majestätischer Adler erscheint, stürzt durch ihr Zimmerfenster als ein scheußlicher Pterodaktylos (Flugsaurier) auf sie zu. Dieses Erlebnis wirft sie um. Sie ruft um Hilfe, verliert ihre Selbstgenügsamkeit, nimmt Beistand an, erkennt in einem Gericht, das erbarmungslos und zugleich barmherzig enthüllt, ihren Zustand, bekehrt sich und lernt, anderen Menschen zu helfen.

Kampf um den Gral, den Stein Salomos und das Ur-Tarock

Ein Heiltum, das von teuflischen Magiern geraubt und von Initiierten zurückerobert wird, steht im Mittelpunkt von drei Romanen des Charles Williams, die einige Züge mit phantastischen Erzählungen von Arthur Machen und G. K. Chesterton gemeinsam haben. Jedesmal wird der umkämpfte heilige Gegenstand zum Gericht für jeden, der ihm begegnet. An dem Verhalten, das er bei den verschiedenen Personen auslöst, erkennen wir, um welche Art Menschen es sich jeweils handelt: einen Habgierigen, einen Machthungrigen, einen Gerechten oder einen Gottesfürchtigen.

„Die Telefonglocke läutete wild aber ergebnislos, da niemand im Zimmer war außer der Leiche.“ So beginnt „*War in Heaven*“ (1930; deutsch: „Krieg im Himmel“, 1983 als Ullstein-Taschenbuch)¹³ – wie ein Krimi. Es ist aber keiner, denn schon im zweiten Kapitel erfährt der Leser, daß der Mörder niemand anders

ist als der Hausherr selbst: der Verleger Gregory Persimmons, ein Adept der schwarzen Magie, der begierig nach übernatürlicher Macht ist. Er hat insgeheim erfahren, daß der Gral, der echte heilige Gral, der Kelch also, den Jesus bei seinem letzten Abendmahl benutzt hat, sich in der Pfarrkirche des englischen Dorfes Fardles befindet, ohne daß jemand davon weiß. Er ist entschlossen, den Gral in seinen Besitz zu bringen, nicht weil er ein Symbol der Liebe Christi ist, sondern weil er magische Kräfte hat, die Persimmons für seine finsternen Pläne gebrauchen will.

Aber auch Julian Davenant, der Archidiakon von Fardles, hat von dem Geheimnis Kenntnis erhalten. Er erinnert in seiner äußeren Unscheinbarkeit etwas an Chestertons Father Brown. Er läßt sich nie aus der Ruhe bringen, nicht aus Trägheit und Bequemlichkeit, sondern weil seine Seele vollkommen frei ist und in Gott ruht. Er betet viel und weiß das Wichtigere vom Unwichtigeren zu unterscheiden. Selbst wenn dieser unansehnliche Kelch in seiner Sakristei wirklich der wahre Heilige Gral sein sollte (dessen ist er sich anfangs nicht einmal so sicher), ist er seiner Meinung nach nur ein Symbol wie jeder andere Meßkelch; das Sakrament, das mit ihm vollzogen wurde, ist wichtiger als der Kelch; und was durch das Sakrament vermittelt wird, ist wichtiger als das Sakrament. Dieser anglikanische Priester würde den Gral fahren lassen, wenn er dadurch einem anderen Menschen nur eine Stunde Neuralgie ersparen könnte. Aber gerade aus Nächstenliebe muß der Archidiakon um den Gral kämpfen, denn Persimmons will den Gral benutzen, um in sadistischer Lust Menschen zu vernichten und die Seele eines unschuldigen Kindes Satan zu opfern. So wird der Archidiakon zum Gegenspieler des Satanisten Persimmons.

Dem anglikanischen Geistlichen helfen in diesem Kampf der junge Herzog der North Ridings, ein gläubiger römisch-katholischer Christ, und der Verlagsangestellte Kenneth Mornington. Höhepunkte des Romans sind die nächtlichen Stunden und (am Schluß) die morgendliche Messe, als diese Angehörigen verschiedener Kirchen einmütig im Gebet um den Gral vereint sind.

Auf der anderen Seite, mit Persimmons im Bunde, sind der diabolische Sir Giles Tumulty, ein Wissenschaftler, für den Menschen nur gleichsam Untersuchungsstücke in einem Laboratorium sind und dessen Name bezeichnend ist; dann Manasseh, ein Jude, der den Gral und überhaupt alles in der Welt vernichten will; schließlich der Grieche Dmitri, ein radikaler Nihilist. Ihr Verhalten läßt in infernalische Abgründe blicken. Die Verdammnis von Dmitri und Manasseh wird angedeutet; Tumulty begegnen wir im nächsten Roman wieder; der verruchte Persimmons aber – welche Überraschung! – bekehrt sich, stellt sich der Polizei und stirbt zur Sühne für den Menschen, den er ermordete.

Die vielen anderen Personen, deren Lebensgeschick in die Handlung eingeflochten ist, können hier nicht mehr erwähnt werden, abgesehen von der geheimnisumwitterten Gestalt des legendären Prester John, des Priester-Königs, der wie ein

Deus ex machina auftaucht und dazu beiträgt, daß alles zum gottgewollten Ende gelangt.

Auch der Roman „*Many Dimensions*“ (1931; deutsch: „Der Stein der Weisheit“, 1986 als Bastei-Lübbe-Taschenbuch), der islamische Vorstellungen verwendet, hat einen heiligen Gegenstand mit übernatürlichen Kräften als zentrales und umkämpftes Symbol, nämlich einen Stein aus der Krone Salomos, der die Urmaterie ist, aus der die ganze physische Welt entstand. Er hat die Kraft, seinen Träger durch Zeit und Raum zu bewegen; mit seiner Hilfe kann man erkennen, was an einem anderen Ort oder im Geist eines anderen Menschen vor sich geht; und der Stein kann beliebig oft geteilt werden, ohne seine Größe zu verändern, und jedes abgeschnittene Stück hat dieselbe Größe und dieselben magischen Kräfte wie das Original. Aber den Stein zu spalten und seine Kräfte zu nutzen, wäre ein gotteslästerliches Verbrechen mit verheerenden Folgen.

Die Katastrophe bahnt sich an, denn der skrupellose Sir Giles Tumulty ist in den Besitz des Steins gelangt und experimentiert mit ihm, das Leben anderer Menschen riskierend. Hab- und machtgierige Personen ohne Ehrfurcht vor dem Heiligen bemächtigen sich vervielfältigter Exemplare. Ihnen leistet Widerstand Lord Arglay, der Chief Justice von England. Er ist Agnostiker, oder sagen wir besser, ein vorsichtiger Skeptiker. Trotzdem kann er nicht umhin, die übernatürlichen Kräfte des Steins anzuerkennen, denn sie werden ihm demonstriert und sind evident. Er spürt auch, daß der Stein etwas Heiliges ist, und ist bereit, ihn vor unrechtmäßiger Ausbeutung zu schützen. Denn Arglay ist ein gerechter Mensch. Er ist überzeugt, daß die menschliche Rechtsordnung mehr ist als nur ein Mittel, mit dem die Gesellschaft funktioniert; daß ihre Gesetze Prinzipien entfalten, die in der Natur selbst wurzeln. Er nennt das „Organisches Recht“. Das ganze Universum sei ein wohlgeordneter Tanz, dessen Schönheit darin beruht, daß jedes einzelne in diesem Ganzen seine ihm vorgeschriebene Bewegung vollzieht. Arglay spürt, daß jeder magische oder kommerzielle Mißbrauch des Steins diese Ordnung verletzt.

Die aufregendste Eigenschaft des Steins ist, daß er von sich aus nichts für sich selbst tut. Er ist ganz dem Willen von Menschen ausgeliefert, die mit ihm tun können, was sie wollen – auch wenn sie dadurch sakrilegisch die gottgewollte Ordnung der Dinge verwirren. Nur unter einer Voraussetzung wird der Stein handeln, um die Vervielfältigung des Steins rückgängig zu machen: Es müßte ein Mensch bedingungslos bereit sein, mit dem Stein „bei der Transzendenz“ zu sein.

Hier bietet sich die Aufgabe, die schließlich Chloe Burnett, die Assistentin Lord Argleys, freiwillig übernimmt. Sie hat von Anfang an in dem Stein etwas Heiliges gesehen, das nicht zu eigennützigem Zwecken verwendet werden darf. Selbst in Lebensgefahr lehnt sie es ab, den Stein ihrem Willen zu unterwerfen; sie unterwirft sich dem Willen des Steins. Sie stellt sich dem durch den Stein repräsentierten Heiligsten bedingungslos zur Verfügung und opfert ihr Leben. Wie Maria spricht sie ihr Fiat. Das Marianische ihrer Gestalt wird von Williams hervorgehoben.

In „*The Greater Trumps*“ (1932; deutsch: „Die Trumpfkarten des Himmels“, 1985 als Bastei-Lübbe-Taschenbuch) steht als Gegenstand voll übernatürlicher Kräfte die Urform des Tarockspiels im Mittelpunkt. In Verbindung mit einem stets bewegten Satz goldener Figuren, der sich im Besitz einer Zigeunerfamilie befindet, vermag das Ur-Tarock den Tanz der vier Elementarmächte und der menschlichen Fähigkeiten zu bestimmen. Wer diesen Tanz zerstört, verletzt das Gleichgewicht zwischen Himmel und Erde und stürzt die Welt ins Chaos. Es geht, wie auch in anderen Romanen von Charles Williams, um die Beziehung zwischen menschlicher Freiheit und göttlicher Vorsehung.

Die Trümpfe oder die Großen Arcana des Tarock sind Gaukler, Kaiser, Kaiserin, Hierophant, Hierophantin, Wagen, Liebespaar, Eremit, Mäßigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Glücksrad, der Fallende Turm, der Gehenkte, Sonne, Mond, Stern, Tod, Teufel, das Jüngste Gericht, das Universum. Das sind die Nummern 1 bis 21. Dazu kommt die Karte Null: der Narr. Diese letzte Karte und die ihr entsprechende goldene Figur, die im Tanz der übrigen still zu stehen scheint, weil sie sich so schnell bewegt, symbolisiert in Williams' Roman Christus; die übrigen Trümpfe versinnbildlichen den spirituellen Weg des Menschen.

Am weitesten ist Sybil Coningsby, heiter, gelassen in sich ruhend, frei in der Freiheit der Kinder Gottes. In Leid und Entsagung hat sie gelernt, sich Gottes Fügung hinzugeben. Sie vertraut auf die Liebe, die jede Angst vertreibt. Und da sie selbst ganz Liebe ist, vermag sie allein aufrecht durch einen Schneesturm zu gehen, der die Selbstsüchtigen zu Boden wirft. Sie ist Christus am nächsten, eine Heilige.

Nancy Coningsby, Sybils Nichte, ist noch nicht sehr weit vorangeschritten, aber ihre Liebe zu Henry bringt sie weiter. Erotische Liebe ist für Williams ein Weg zu Gott; Dichter wie Dante und Patmore bestätigten ihn in dieser Auffassung. Gefährdet ist das Heil von Lothair Coningsby, Sybils Bruder, und von Henry Lee, Nancys Verehrer. Lothair, ein reizbarer, mürrischer Herr in mittleren Jahren, voll Selbstmitleid, Verdrossenheit, Egoismus und Lieblosigkeit, ist eine Seele auf dem Weg zur Hölle. Und Henry ist noch nicht so weit, Nancys Liebe voll zu erwidern. Er treibt ein berechnendes Spiel mit seiner Verlobten, die er als ein Mittel zu kriminellen Tun gebrauchen will. Begierig nach okkultur Weisheit und Macht, ist er entschlossen, Nancys Vater Lothair zu ermorden.

Henry wird durch die Liebe Nancys gerettet, Nancy durch ihren Vater Lothair, der gelernt hat, seine Ichsucht zu überwinden, und Lothair selbst durch die unerschrockene Sybil. Diese Rettungen aus Lebensgefahr gehen zusammen mit Rettungen aus Seelengefahr, nach dem Prinzip von Austausch und Stellvertretung. Hier klingt ein Thema an, das Charles Williams in seinen beiden letzten Romanen (es sind seine besten) in den Mittelpunkt rückt.

Aus der Sicht der Geister

Für Williams ist die Grunderfahrung die der Liebe, der empfangenen wie der geschenkten. „*Descent into Hell*“ (verfaßt 1933, Erstveröffentlichung 1937) und „*All Hallows' Eve*“ (1945) entfalten den Gedanken der Stellvertretung¹⁴. Der Mensch hat die Möglichkeit, einem anderen Menschen zu helfen, indem er in Liebe dessen körperlichen oder seelischen Schmerz übernimmt und an seiner Stelle leidet, dem Vorbild Jesu folgend, der stellvertretend für die Menschheit litt, und getreu dem Schriftwort: „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“ Das „funktioniert“ selbst über die Grenzen von Tod und Zeit hinweg. Niemand kann aus sich allein leben, jeder verdankt sein Leben anderen. Die wechselseitige Abhängigkeit aller Menschen ist ein universales Gesetz, dem man sich fügen, dem man aber auch (zu eigenem Unheil) widerstreiten kann. Das Miteinander-ineinander-Wohnen der Menschen (co-inherence) hat sein Vorbild in der Trinität. In vollendeter Weise wird es verwirklicht werden im himmlischen Jerusalem, in Zion, von dem die City ein Bild ist. Das Gegenbild zu Zion ist Gomorrha.

Auch in seinen anderen Werken spricht Williams immer wieder von Austausch und Stellvertretung. Zweifellos ist Stellvertretung der zentrale Gedanke in seiner Geisteswelt. Auch praktisch hat Williams das vollzogen und seine Freunde und Schüler zu solcher Praxis angeleitet. Es handelte sich nicht um eine persönliche Marotte. Denn auch bei anderen Autoren, die Williams' Zeitgenossen waren, ist Stellvertretung eine zentrale Kategorie, zum Beispiel bei Paul Claudel und Gertrud von le Fort. Die auffallende Gemeinsamkeit hat ihren Grund darin, daß Stellvertretung die Mitte des christlichen Glaubens ist. Die Theologie hat dem erst in den letzten beiden Jahrzehnten Rechnung getragen. Die christlichen Dichter der ersten Jahrhunderthälfte haben in ihren Dichtungen bereits das dargestellt, was die Theologen erst in der zweiten Jahrhunderthälfte reflektieren.

„*Descent into Hell*“ und „*All Hallows' Eve*“ sind Geistergeschichten auf ernstem Niveau, geschrieben aus der Sicht der Geister, seelische Erfahrungen von Verstorbenen darstellend, die in der vierten Dimension stattfinden. Williams' Vorbilder sind hier Romane von R. H. Benson („*The Necromancers*“, 1909, und „*Initiation*“, 1914), Evelyn Underhill („*The Column of Dust*“, 1909) und John Cowper Powys („*A Glastonbury Romance*“, 1932), aber Williams hat sie übertroffen¹⁵.

„*Descent into Hell*“ – schon der Titel macht klar, um was es in diesem Roman geht: Ein Mann und eine Frau sind auf dem absteigenden Weg zur Hölle. Der Mann: der Historiker Wentworth, der nicht bereit ist, sich liebend anderen zuzuwenden oder auch nur sich an anderem zu freuen, oder wenigstens Tatsachen gelten zu lassen. Er will niemandem etwas verdanken, niemandem etwas schenken. In lauter kleinen Schritten, scheinbar belanglosen Entscheidungen, steigt er

freiwillig abwärts, in immer größere Einsamkeit und Finsternis. Häufig träumt er, er gleite an einem Seil hinab in einen Abgrund. Er findet, was er sucht: Gomorrha.

Die Frau auf dem Weg zur Hölle: Lily Sammile, die schon bei ihrem ersten Auftreten unheimlich und zwiespältig wirkt. Ihr rastloses Getrippel wirkt beängstigend, ihr süßlich betuliches Gerede verlockend. Sie ist ein teuflischer Succubus, die sterile Lilith, eine Art Vampir, der den Lebenden trügerische und tödliche Träume webt und so sich selbst am Leben hält. Und doch hockt sie leichenhaft bei den Toten, am Tore von Gomorrha.

Aber es gibt auch Menschen, die in die entgegengesetzte Richtung gehen, nach Zion. Margaret Anstruther, die im Sterben liegt, ist am weitesten fortgeschritten. Erleuchtet, liebend, vermag sie noch auf dem Sterbebett anderen spirituell zu helfen, durch Stellvertretung. Sie wird in Visionen und realiter eine Brücke zwischen dieser und der anderen Welt. Sie trägt dazu bei, daß ihre gefährdete Enkelin Pauline und zwei bereits Verstorbene das Heil erlangen. Der eine ist ein Arbeiter, der Selbstmord verübt hat, da er von niemand Liebe erfuhr; der andere ist ein Ahnherr, der vor Jahrhunderten unter Maria der Katholischen als Märtyrer starb. Margaret schickt Pauline, die sie vor den Verlockungen Lilys rettet, nachts nach draußen, wo Pauline dem Arbeiter auf der Straße und schließlich ihrem Ahnherrn im Kerker beistehen kann und dadurch selbst von ihrer Angst vor einem Doppelgänger befreit wird. Unterstützt wird Pauline von Peter Stanhope, der ihr die Lehre von der Stellvertretung mitgeteilt und ihr gesagt hat, er nehme ihr diese Angst ab, wenn sie einwillige. Nach anfänglichem Zögern (ihre Selbstachtung mochte ein solches Geschenk nicht annehmen) geht sie auf diesen Tausch ein.

Während in „Descent into Hell“ Lebende einem Toten helfen, ist es in „*All Hallows' Eve*“ eine Tote, die in einem Akt stellvertretender Liebe einer Lebenden das Heil vermittelt. Zwei junge Frauen, Lester und Evelyn, werden bei einem Flugzeugabsturz in der Nähe der Westminster-Brücke zusammen getötet. Sie bewegen sich weiter, zunächst hilflos und verwirrt in ihrer neuen ungewohnten Seinsweise. Ihr Leben vor dem Tod bleibt ihnen auf merkwürdige Art gegenwärtig, nur daß sie es jetzt in einer anderen Perspektive sehen.

Williams folgt hier der Vorstellung, daß auch nach dem Tod der Mensch noch einen Weg zu gehen hat. Wie vor dem Tod in dieser Welt, hat der Mensch in einer Art Limbo immer wieder zwischen Tatsache und Illusion, Ko-Inhärenz oder Isolation zu wählen. Gewöhnlich handelt es sich um alltägliche triviale Dinge, aber mit jeder einzelnen Entscheidung verfestigt oder verflüchtigt sich seine Existenz, nähert er sich der Seligkeit oder der Verdammnis. Dieselbe Vorstellung, die Williams in „*All Hallows' Eve*“ ausdrückt, findet sich in der ebenfalls 1945 erschienenen Erzählung „*The Great Divorce*“ von C. S. Lewis.

Lester erkennt ihren Mangel an Liebe ihrem Gatten gegenüber, aber sie nutzt die Gelegenheiten, die ihr jetzt geboten werden, um zu verzeihen und Verzeihung zu erlangen. So steigt sie den Weg hinauf zum Purgatorium und schließlich (aber das

wird von Williams nicht mehr gezeigt, nur angedeutet) zur himmlischen Stadt und ewigen Freude. Evelyn dagegen, oberflächlich, nur von sich selbst eingenommen, stets nörgelnd, steigt Schritt für Schritt hinab.

Der sinistre Praktikant schwarzer Magie, Simon LeClerc, eine Übermenschengestalt, ist modelliert nach dem Vorbild des Simon Magus. Er sucht Macht und Vollendung aus eigener Kraft, dämonische Herrschaft über andere Menschen. In allem, was er ist und tut, zeigt er sich als eine bedrückende Parodie Christi. Er versetzt seine natürliche Tochter Betty in Trance und schickt ihren Geist in die zeitlose Welt, damit sie ihm Zukünftiges mitteilen kann. Dort aber begegnet Betty ihrer alten Schulfreundin Lester. Der Austausch von Liebe und Vergebung ermöglicht den für beide entscheidenden Akt der Stellvertretung: Lester hilft Betty, der zerstörenden Macht von Simons Magie zu widerstehen, indem sie Bettys Stellvertreterin wird und sich selbst von den Beschwörungen Simons angreifen läßt; aber zugleich fühlt sich Lester gehalten vom Gerüst des Kreuzes. Simons infernalischer Versuch, Betty zu töten, um sich ihrer Seele zu bemächtigen und sie für seine finsternen Pläne zu mißbrauchen, scheitert durch Lesters Tat.

Der irdische Raum, in dem ein Teil der Handlung spielt, ist das reale London in der letzten Phase des Zweiten Weltkriegs. Die überirdische Sphäre, in der der andere Teil der Handlung verläuft, ist ebenfalls London, aber bald ein gespenstisch vorhöllenartiges London, bald ein verklärtes London als Archetypus der Stadt. Diese „City“ ist bei Williams ihrerseits wieder ein Bild des Aufeinander-angewiesenen-Seins, des Miteinander-Inneseins und des liebenden Austauschs, welche in der ewigen Stadt Zion ihre höchste und endgültige Verwirklichung finden.

Der Leser wird dem Urteil von Martin Wierschin zustimmen: „Die Handlung des Romans erforderte ungewöhnliche Perspektiven, da Welt und Leben weitgehend mit den Augen der beiden toten Mädchen und des Magiers Simon gesehen sind. Williams' Bilder der Stadt London, in die er mit erregender Lichtsymbolik die Umrisse der ‚City‘ der Toten hineinskizziert, sind von faszinierender Wirkung. Die Gestaltung ist von einer, bisweilen geradezu an Kafka erinnernden Dichte, die Sprache, im Wechsel von continuo und staccato der Syntax, wirkt suggestiv. Das Ungewöhnliche, rational Unfaßbare, Metaphysische wird zur akzeptierten und akzeptablen Feststellung.“¹⁶

ANMERKUNGEN

¹ Dazu: G. Kranz, Die Oxforder Inklings-Autoren, in: Intern. Kath. Zschr. *Communio* 15 (1986) 70–78. Den Namen adoptierte die Inklings-Gesellschaft für Literatur und Ästhetik e. V. (Erster Rote-Haag-Weg 31, 5100 Aachen), die sich um die Verbreitung und Erschließung der Werke von Charles Williams, C. S. Lewis, J. R. R. Tolkien, G. K. Chesterton und George MacDonald bemüht.

² V. Nemoianu, Das Aussprechen des Geheimnisses. Phantastische und politische Dimensionen der Romane von

Charles Williams und Mircea Eliade, in: Die Mitte der Welt, hrsg. v. H. P. Duerr (Frankfurt 1984) 345–357, hier 346. Auch Ida Friederike Görres (Arthurian Torso, in: Hochland 60, 1968, 742–753) hielt Charles Williams für einen größeren Dichter als C. S. Lewis.

³ A. M. Hadfield, Charles Williams. An Exploration of His Life and Work (New York, Oxford 1983).

⁴ A. Sibley, Charles Williams (Boston 1982) 1.

⁵ K. H. Göller, Die Modernität von Charles Williams' Arthur-Dichtung, in: Inklings-Jb. für Literatur und Ästhetik 3 (1985) 37–48; A. Schneider, Zur Symbolik in Charles Williams' Arthur-Dichtung, ebd. 49–66; K. H. Göller, J. Kollmann, A. Schneider, ebd. 5 (1987). Übersetzung des ganzen Zyklus „Taliessin durch Logres“ mit laufendem Kommentar ebd. 3 (1985), 4 (1986), 5 (1987).

⁶ E. Schulz, Die religiösen Dramen von Charles Williams (Heidelberg 1971).

⁷ Über Williams' Romane jüngst die Vorträge auf dem Internationalen Charles-Williams-Symposium in Mülheim (Ruhr), November 1986, von M. Schütze, M. McKinley, R. B. Kern, M. Moynihan und Ch. Huttar in: Inklings 5 (1987). Weitere Vorträge ebda. u. a. v. D. L. Dodds, J. Vanachter, B. Horne, J. Heath-Stubbs, H. Schrey.

⁸ G. Cavaliero, Charles Williams Poet of Theology (Grand Rapids 1983) 59.

⁹ M. Schütze, in: Inklings 5 (1987).

¹⁰ Th. Howard, The Novels of Charles Williams (New York 1983) passim; J. Heath-Stubbs, Charles Williams (London 1955) 28.

¹¹ Dazu Ch. Huttar, in: Inklings 5 (1987).

¹² H. Schrey, Wie Wirklichkeit sichtbar wird. Charles Williams und seine metaphysischen Thriller, ebd. 3 (1985) 71–85.

¹³ W. Gauger, Die Bewegungen des Grals. Charles Williams und John Cowper Powys, in: Zschr. f. Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie 18 (1976) 51–75.

¹⁴ G. Kranz, Stellvertretung. Ein zentraler Gedanke bei Charles Williams, Paul Claudel und Gertrud von le Fort, in: Inklings 3 (1985) 87–108.

¹⁵ Cavaliero, a.a.O. 56f., 80, 82f., 90.

¹⁶ M. Wierschin, All Hallows' Eve, in: Kindlers Literatur Lexikon, Bd. 3 (München 1974) 933.